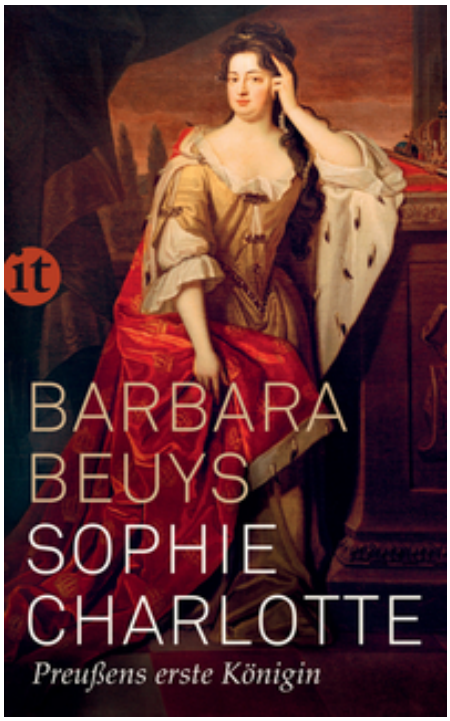
Insel Verlag

Leseprobe



Beuys, Barbara
Sophie Charlotte

Preußens erste Königin
Mit zahlreichen Abbildungen

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4753
978-3-458-36453-5

insel taschenbuch 4753
Barbara Beuys
Sophie Charlotte

Im Januar 1701 setzt Friedrich I. ihr die Krone auf: Sophie Charlotte (1668-1705) wird Preußens erste Königin. Geistreich, weltoffen und selbstbewusst, macht sie Schloss Lietzenburg – nach ihrem Tod Charlottenburg genannt – zum legendären Musenhof.

Barbara Beuys hat für diese Biografie vielfältige Briefe und Dokumente herangezogen und zeigt Preußens erste Königin, die von den Historikern lange verzerrt dargestellt wurde, in einem ganz neuen Licht.

Eindrucksvoll wird das kurze, aber bewegte Leben dieser außergewöhnlichen Frau erzählt, die dem Berliner Hof erstmals europaweit spektakulären Glanz verlieh – »Spree-Athen« – und mit ihren Aktivitäten weit über ihre Zeit hinausreichte.

»Schritt für Schritt baute diese junge Frau Berlin kulturell um, und Barbara Beuys macht es zum puren Vergnügen, ihr dabei zu folgen. […] ein Kaleidoskop so bunt, als sei es der Phantasie entsprungen.« WDR

Barbara Beuys, geboren 1943, arbeitete nach ihrer Promotion in Geschichte als Redakteurin u. a. bei *Stern*, *Merian* und *Die Zeit*. Heute lebt sie als freie Autorin in Köln.

Im insel taschenbuch sind u. a. erschienen: *Helene Schjerfbeck* (it 4685); *Maria Sibylla Merian* (it 4480); *Hildegard von Bingen* (it 4612); *Die neuen Frauen* (it 4419); *Sophie Scholl* (it 4049); *»Blamieren mag ich mich nicht«. Das Leben der Annette von Droste-Hülshoff* (it 3458); *Paula Modersohn-Becker* (it 3419).

BARBARA BEUYS

SOPHIE CHARLOTTE

Preußens erste Königin

Mit zahlreichen Abbildungen

Insel Verlag

Erste Auflage 2019
insel taschenbuch 4753
© Insel Verlag Berlin 2018
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
Umschlagabbildung: Friedrich Wilhelm Weidemann,
Staatsportrait Königin Sophie Charlottes, um 1701
Foto: akg-images, Berlin
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36453-5

Inhalt

1 Unbeschwerte Kindheit
Die Bischofstochter von Schloss Iburg
1668 bis 1676 9

2 Die Eltern
Königliches Blut heiratet Deutschlands
ersten Gentleman 21

3 Umzug ins Schloss von Osnabrück
Erste Auftritte der kleinen Prinzessin
1677 bis Frühjahr 1679 33

4 Am Hof des Sonnenkönigs
Aber keine französische Heirat
1679 August bis Oktober 43

5 Tod in Herford, Tod in Venedig
Aufstieg zur Prinzessin von Hannover 53

6 In München scheitern Heiratsverhandlungen
In Berlin wird ein trauernder Witwer getröstet
1680 bis 1683 63

7 Die Ehe: Ein politisches Projekt
Der Kurprinz: Einen Kuss in meinem Namen
1683 bis August 1684 75

8 Hochzeit in Herrenhausen,
Hannover und Berlin
1684 September bis Jahresende 89

9 Endlich schwanger
Zwölf schreckliche Monate
1685 bis Mai 1688 99

10 Endlich ein lebenskräftiger Sohn
Als Kurfürstin in Königsberg umjubelt
1688 Juni bis 1690 113

11 Der neue Erzieher: Die Mutter setzt sich durch
Ein musikalisches Netzwerk entsteht
1691 bis 1696 131

12 Ein vergnügter Damen-Abend mit Zar Peter
Der Sturz des Ministers: Ein Segen für die Ehe
1697 155

13 Der große Leibniz schreibt schmeichelhafte Briefe
In Lietzenburg entsteht ein französischer Garten
1698 171

14 Die Kurfürstin begründet eine
Geburtstagstradition
Teamarbeit auf dem Weg zum Königstitel
1699 185

15 Berlins erste Oper – aufgeführt in Lietzenburg
Eine Mätresse, die nicht ins Muster passt
1700 195

16 Zärtlichkeit als Kern wahrer Liebe
Les Aventures de Télémaque:
Lektüre für Kutschfahrten 211

17 Brüssel – Den Haag:
In diplomatischer Mission unterwegs
1700 September bis November 221

18 Königsberg: Eine Umarmung für die Königin
Berlin: Triumphaler Empfang für
das königliche Paar
1700 Dezember bis Juni 1701 233

19 Die »Maison de Plaisir« wird zum Schloss
In Hamburg: Eine Oper für die Königin
1701 245

20 Fräulein von Pöllnitz kann sich Ironie erlauben
Telemann wird ins Theater geschmuggelt
1702 bis August 259

21 Die Königin setzt Maßstäbe:
Radikale Geister haben Gedankenfreiheit in Preußen
1702 September bis Dezember 279

22 Kampf um den Kapellmeister
»Unsere Truppen haben schwer gelitten«
1703 299

23 Eine Königliche Akademie in Lietzenburg
Oder: Im Land der Zärtlichkeit 323

24 Der Philosoph verspricht: Es ist alles wie hier
Der Mätresse zuliebe: Komödie am Taufbecken
1704 bis Anfang November 329

25 Ein Übermaß an mütterlicher Belehrung
Der Sohn soll sich gegen den Vater stellen
1704 13. November bis Jahresende 353

26 Tod im Karneval
1705 Januar und Februar 363

Epilog 375

Literaturhinweise 383
Bildnachweise 391
Register 393

1. Kapitel

Unbeschwerte Kindheit
Die Bischofstochter von Schloss Iburg

1668 bis 1676

Sie war ein erwünschtes Kind, endlich eine Tochter. Die Mutter schrieb ein Dutzend Jahre später in ihren Memoiren: »Ich freute mich darüber; denn ich hatte schon drei Söhne zu jener Zeit.« Und es war ein ganz besonderes Kind. Der Vater schrieb seinem Bruder, dass »der Allerhöchste … Unsere freundliche liebe Gemahlin in Gnaden entbunden und Uns … morgens um 7 Uhr mit einer jungen wohlgestalteten Tochter mildväterlich erfreut hat«. Er danke der »göttlichen Allmacht herzinniglich«, dass Mutter und Kind sich in einem »erträglichen Zustand« befänden. Absender dieser frohen väterlichen Geburtsanzeige: Ernst August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Fürstbischof von Osnabrück.

Das ist allerdings eine Überraschung: Sophie Charlotte, die am 12. Oktober 1668 auf Schloss Iburg geboren und in der Schlosskapelle lutherisch getauft wurde, war die erste – und einzige – Tochter des Lutheraners Ernst August, allseits anerkannter Bischof im katholischen Bistum Osnabrück. Und ihre Mutter Sophie von der Pfalz, seit ihrer Heirat Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, nannte sich in manchem Brief mit leichtem Augenzwinkern »Frau Bischöfin«.

Zwei Jahrzehnte zuvor, 1648, hatten die Glocken das Ende des Dreißigjährigen Krieges verkündet. Mit ausgeklügelten Verträgen gaben Europas Staaten dem Kontinent neue politische Strukturen und gelobten, in Zukunft keine Kriege mehr um der Religion willen zu führen. Für das uralte katholische Bistum Os-

nabrück, das Karl der Große gegründet hatte, fanden sie einen erstaunlichen Kompromiss, dem schließlich die damaligen protestantischen schwedischen Besatzer und die katholische Kirche zustimmten – die »alternierende Sukzession«, eine einmalige Konstruktion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Auf dem Bischofsthron sollten sich ab sofort ein katholischer und ein protestantischer Vertreter ablösen, und der Protestant sollte immer ein Abkömmling aus dem fürstlichen Hause Braunschweig-Lüneburg sein. Der Kompromiss war mehr als ein dekorativer Schachzug. Wie in den allermeisten deutschen Bistümern war das religiöse Oberhaupt des Bistums Osnabrück – auch auf katholischer Seite stets ein Adliger – seit Jahrhunderten zugleich der weltliche Landesherr. Der Fürstbischof hatte Zugriff auf alle Einnahmen des Landes, konnte Steuern und Abgaben erheben, Soldaten aufstellen.

Was Diplomaten am Konferenztisch ausgetüftelt hatten, funktionierte tatsächlich in der Praxis. Der von den Schweden im Dreißigjährigen Krieg vertriebene katholische Bischof durfte nach dem Frieden sein Osnabrücker Bistum wieder in Besitz nehmen. Als er im Dezember 1661 starb, wählte das katholische Domkapitel von Osnabrück gemäß der Absprache Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, verheiratet und Vater von zwei Söhnen, zum neuen Fürstbischof und Osnabrücker Landesherrn. Anfang September 1662 verließ der Herzog seinen bisherigen Wohnsitz im Schloss von Hannover, ihm wurden als Zeichen seiner neuen Würde im Dom zu Osnabrück Mitra und Bischofsstab zu Füßen gelegt, und mit Frau und Söhnen zog er ins Schloss Iburg ein.

An Selbstbewusstsein fehlte es ihm nicht. In der Iburg, romantisch auf einem Bergrücken gelegen, hängt bis heute im Rittersaal zwischen den Porträts der katholischen Bischöfe des Bistums Osnabrück ein Doppelporträt, das Herzog Ernst August in Auftrag gegeben hat. Es zeigt ihn als ersten protestantischen Bischof – Bischofsstab und Mitra im Hintergrund – mit seiner

Frau und beide schauen freundlich-selbstbewusst in die Welt. Das Mieder der Frau Bischöfin zeigt einen großzügigen Ausschnitt unbedeckter Haut.

Die Burg am Übergang zwischen Teutoburger Wald und Münsterland, gut fünfzehn Kilometer südlich von Osnabrück, war seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts die ständige Residenz der Osnabrücker Bischöfe. Um 1600 hatte ein Vorgänger von Ernst August sie zu einem kleinen Renaissanceschloss ausgebaut. Auf demselben Hügelkamm, fast Mauer an Mauer, befindet sich eine weithin sichtbare Klosteranlage, in der seit der Gründung der mittelalterlichen Burg bis heute Benediktinermönche zu Hause sind. Der Marktflecken Iburg zu Füßen von Schloss und Kloster erhielt 1254 Stadtrechte und wurde rundum von einer Mauer geschützt, von der sich Teile erhalten haben. Seit 1967 ist der lebendige kleine Ort, wo Fachwerkhäuser und moderne Häuserzeilen miteinander harmonieren, offizieller Kneipp-Kurort – Bad Iburg. Und das ehemalige fürstbischöfliche Schloss ein lohnendes Ausflugsziel.

Die bischöfliche Tochter Sophie Charlotte, auf Schloss Iburg geboren, erhält den ersten Namen nach der Mutter – Herzogin Sophie von Braunschweig-Lüneburg, eine geborene »von der Pfalz« – und den zweiten nach ihrer Patentante – Elisabeth Charlotte von der Pfalz. Die Sechzehnjährige lebt in Heidelberg bei ihrem Vater, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Er ist der Bruder von Sophie Charlottes Mutter und Elisabeth Charlotte ist somit die Kusine des Neugeborenen. Als Elisabeth Charlotte Ende Oktober 1668 erfährt, dass sie von den Eltern als »Tauffzeugin« gewählt wurde, schreibt sie ihnen: »Ich bin von hertzen erfreut geweßen … das matante und oncle mir die ehr gethan und mich zu einer gevatterin erwehlt haben.« Sie würde gerne »mein patgen sehen undt mit ihr spillen«. Doch die junge fürstliche Patentante – »gevatterin« – mit angemessener Begleitung von Heidelberg ins westfälische Iburg reisen zu lassen, war zu aufwendig; die Taufe fand ohne sie statt.

Bevor Herkunft und Persönlichkeit der Eltern von Sophie Charlotte genauer in den Blick kommen, sollen einige Fakten die kleine Familie vorstellen. Das bischöfliche Paar war im Oktober 1668 auf den Monat genau zehn Jahre verheiratet, die Mutter 1630 geboren, der Vater 1629. Drei Söhne hatten sie jetzt, achteinhalb, sieben und zwei Jahre alt. Die Tochter kam in einem kleinen Zimmer, direkt über dem breiten Torbogen gelegen, der in den Innenhof von Schloss Iburg führt, zur Welt. Noch heute zieren die Initialen der Eltern den Schlussstein der Decke, ein Schrank mit kunstvollen Intarsien hat sich erhalten.

Die fürstliche Familie lebte beengt, denn die katholischen Bischöfe, die vor ihr im Schloss wohnten, brauchten keine Räume für Ehefrauen und Kinder. Wie unaufgeregt, geradezu bürgerlich, das Familienleben auf Schloss Iburg verlief, hat Herzogin Sophie, die Mutter, im Juni 1663 in einem Brief an ihren Bruder, den Kurfürsten von der Pfalz, beschrieben: »Wir kegeln, schießen Enten, besuchen das Bad, spielen Trictrac …« Und drei Jahre später: »Wir leben hier in der angenehmsten Einsamkeit der Welt.« Es sind auch die Briefe der Mutter, in denen die kleine Sophie Charlotte – mit dem Kosenamen Figelotte belegt, Figuelotte in den französischen Briefen – erste Erwähnung und Konturen erhält. Es sind sehr persönliche Bemerkungen, die heute, rund dreihundertfünfzig Jahre später, ein wenig Farbe und Licht in die frühen Kindheitsjahre bringen, eine Seltenheit für diese barocke Zeit.

Im März 1671 ist Herzogin Sophie ohne ihre Kinder bei ihrem Bruder in Heidelberg. Sie wartet dort auf ihren Ehemann, der wie zu seinen Junggesellenzeiten den Winter bis weit ins Frühjahr in Venedig verbringt, um sich dort an den besten Opernaufführungen des Kontinents zu ergötzen. Seine Heirat und sein bischöfliches Amt haben nichts daran geändert, dass er weiterhin die Dienste gewisser Damen, von denen es nirgendwo in Europa so viele gibt wie in Venedig, in Anspruch nimmt. Mitte des Monats greift Sophie zu Feder und Tinte: »Ich habe

zwe früden nach einander gehabt: gestern kam unsser Herzug gans frisch undt gesundt, und heute schreibt ihr mir, dass ihr auch alle miteinander wol seit …«

Gerichtet ist der Brief an »Madame de Harling, dame d'honneur et gouvernante des enfants de Brunswig et Luneburg«. Doch Anna Katharina von Harling, geborene von Uffeln, eine Adlige aus Kassel, ist weit mehr, als »Hofdame« und »Gouvernante«. Kennengelernt haben sich die beiden Frauen 1650 in Heidelberg am Hof von Sophies Bruder. Kurz nach ihrer Heirat beendete die Herzogin einen Brief an Anna Katharina als »eure ser geaffectionirte fründin«. Sie holt sie an ihren Hof und vertraut ihr vorbehaltlos erst die Söhne und dann die Tochter an, wenn sie auf Reisen geht. Anna Katharina, die keine eigenen Kinder hat, weiß, womit sie die sechs Jahre jüngere Frau Bischöfin im Frühling 1671 im fernen Heidelberg erfreuen kann.

Sie lässt den neuneinhalbjährigen August – »Gustien« – einen Brief auch im Namen der zweieinhalbjährigen Sophie Charlotte – »Figelotte« – an seinen Onkel, den Kurfürsten, schreiben und gibt ein typisch westfälisches Präsent mit in die Post. »Figelottes und Gustiens brif waren gar schön undt so angnhem beim Courfürst als der pumpernickel«, schreibt die stolze Mutter über die Reaktion ihres Bruders.

Für die Herzogin ist der ältere Bruder in Heidelberg zeitlebens ihr engster Vertrauter. Jede Woche gehen Briefe, ausschließlich in Französisch geschrieben, zwischen den Geschwistern hin und her, und die Kinder werden in den lebendigen Austausch einbezogen. Im September 1673 erfährt der Bruder, dass die fünfjährige »Figuelotte« sich sehr geehrt fühle, weil ihre Kusine Friederike in Heidelberg, drei Jahre älter, ihr einen Brief geschrieben hat. Weiter schreibt die Mutter über ihre Tochter: »Sie kann noch nicht mit eigener Hand antworten, aber sie hat darauf bestanden, einen Brief zu diktieren, worauf sie ziemlich stolz ist.« Von ihrer Patentante Elisabeth Charlotte habe sie eine Puppe bekommen, die ihre ganze Freude sei.

Das Jahr 1673 hat nur noch wenige Tage vor sich, da erhält der Kurfürst in Heidelberg von seiner Schwester ein ausführliches Psychogramm seiner Nichte. Sie ist im Frühjahr mit der ganzen Familie in ein prächtiges neues Schloss in Osnabrück umgezogen, das dem Macht- und Repräsentationsbedürfnis von Herzog und Fürstbischof Ernst August wesentlich mehr entsprach als die kleine Iburg. »Was Figuelotte betrifft«, schreibt die Mutter, »sie ist ein verwöhntes Kind, denn sie will nicht lernen. Sie kann noch nicht einmal lesen, liebt es aber sehr, ihre Würde zu zeigen und die große Dame zu spielen – gerade so wie die Katze, wenn sie die Mäuse sieht. Denn sobald sie ihre Brüder vor sich hat, möchte sie alles genau so machen wie sie, die derzeit üben, einen kleinen Juden zu imitieren, der lustiger als irgendjemand sonst auf der Welt tanzt und hundert akrobatische Drehungen macht …« Die Mutter scheint bei dieser liebevollen Beobachtung zu schwanken, ob das Spiel ihrer verwöhnten Tochter einer Laune entspringt oder Entschlossenheit dahintersteckt.

Schon wenige Tage später, Anfang Januar 1674, berichtet sie dem Bruder: »Figuelotte hat uns gestern in ihrem Zimmer bewirtet, und als wir beim Dessert waren, traten 20 maskierte Paare ein, die als Bauern und Bäuerinnen verkleidet waren und bis Mitternacht tanzten.« Sophie Charlotte spielt in ihrem sechsten Lebensjahr nicht nur die große Dame, sie organisiert selbstständig, was zu einer höfischen Einladung dazugehört – eine unterhaltsame Aufführung, opulentes Souper inbegriffen.

Nur drei Monate sind vergangen, da erfährt die Mutter, die mit ihrem Mann beim Schwager im Celler Schloss Schauspiele und fröhliche Feste genießt, dass ihre Tochter sich dem Lernen nicht länger verweigert. Das Ergebnis liegt einem Brief bei, den die Erzieherin Anna Katharina von Harling geschickt hat und Herzogin Sophie antwortet sogleich: »Ich bin recht froh, dass sie alle zu Osnabrück frisch und gesundt sein und dass mein Figelotte so schön schreiben kann; ich bringe ihr zeug zum rock

mit.« So viel Fleiß soll mit einem schönen Stück Stoff belohnt werden.

Die kleine große Dame macht schnell weitere Fortschritte. Im März 1676 liest der Bruder in Heidelberg, dass eigentlich »keine Zeit für Galanterien« sei, weil die Zahlungen an den Fürstbischof nur spärlich fließen: »Dennoch werden wir heute Abend ›ein lust‹ haben, wenn Figuelotte zusammen mit 18 kleinen Jungfern eine französische Komödie spielen wird, die meisten von ihnen Adlige … Sie und ein gewisser verrückter Coltet haben das Stück gemeinsam gemacht; es besteht aus Reimen, die sich nicht reimen. Ofenschirme bilden die Bühne.« Der mütterliche Stolz ist nicht zu überhören, aber zu Sentimentalitäten neigt Herzogin Sophie nicht. Auch wenn es um die eigenen Kinder geht, behält sie ihren realistischen Blick.

Im April 1676 verbringt Sophie Charlotte mit ihren Eltern unbeschwerte Tage im Schloss der Grafschaft Diepholz, wo ihr Vater gerne auf die Jagd geht. Anna Katharina von Harling, die Erzieherin, ist krank und nicht mitgekommen. Diesmal ist es die Mutter, die ihrer »lieben Frau Hofmeisterin« Neues von der Tochter berichtet: »Unsere Figelotte macht sich hir recht lustig, sie schleft in mein kammer und ich ziege sie so wol, dass ihr werdet zu thun haben, sie wiederum in die schrancken zu bringen.« Herzogin Sophie schätzt die Lernbegierde und die Französischkenntnisse ihrer Tochter und die Fähigkeit, eine »Lustbarkeit« auf die Beine zu stellen. Aber die achtjährige Sophie Charlotte darf noch Kind sein und bekommt fern in Diepholz alle Freiheiten. Und die Entschuldigung an die Kinderfrau, sie werde dieses kurzfristig vom mütterlichen Wohlwollen verzogene Kind schon wieder an Regeln gewöhnen, ist mit einem Schuss Selbstironie gewürzt.

Hängen Sorge und Aufmerksamkeit der Herzogin um ihre Kinder mit der Geburt der ersehnten Tochter zusammen? Sind es echte Gefühle oder nur fürstliche Launen, während die Mutter in Wahrheit froh ist, ihren Nachwuchs an die Kinderfrau

delegieren zu können, wie es adligen Frauen im historischen Rückblick lange Zeit vorgeworfen wurde? Es lohnt sich, weiteren Spuren nachzugehen, um der Persönlichkeit der Herzogin Sophie von Braunschweig-Lüneburg näherzukommen. Sie prägt nicht nur die Kindheit von Sophie Charlotte, sie wird als Vertraute und Vorbild die wichtigste Person für ihre Tochter bleiben. In allen Lebensumbrüchen ist sie der sichere Hafen, in den Sophie Charlotte sich flüchten kann.

Schon vor der Geburt der Tochter haben sich viele Briefe an Anna Katharina von Harling erhalten. Im September und Oktober 1663, als sich Sophie mit ihrem Mann im Jagdschloss Linsburg, Kreis Nienburg, aufhält, ist aus drei Briefen unüberhörbar, wie sehr Sophie in Gedanken bei ihren zwei Söhnen ist, der ältere drei, der jüngere zwei Jahre alt: »Weret ihr mit unssern kindern alhir, so were der ort recht lustig; ich dencke immer an sie, hoffe, der allerhöchste wirdt sie bewaren, dass ich sie lebendig wieder bekomme.« Sie freut sich über Anna Katharinas briefliche Zusicherung, »dass meine kinder noch wol sein«. Und ein weiterer Brief beginnt: »Ich bin recht fro gewesen, zu vernemmen, dass die kinder noch wol sein …«

Ende April 1664 ist Herzogin Sophie in Augsburg und bricht mit großem Gefolge auf, um die Alpen zu überqueren. Ihr Ehemann ist schon in Venedig und will sich endlich einmal mit seiner Ehefrau dort vergnügen – ohne deshalb von den käuflichen Damen in der Lagunenstadt zu lassen. Noch von unterwegs gehen Briefe an die Kinderfrau, der die Mutter auf eine ungewisse Zeit ihre kleinen Söhne anvertraut hat: »Ich gedencke oft an mein zwei kleine; Gott behüte sie.« Im Mai kommt Post aus Venedig: »Ich verlange ser, meine kinder wiederum zu sehen, gefiele es meinem herzlichen Herrn so wol zu Iburg als hir, so wollte ich, dass wir schon alle thar werden.« Und sie ist »sehr fro, dass meine kinder gottlob noch wolauf sein«. Anfang Juni: »Ich verlange ser, wiederum bey euch zu sein, ob es schon lustig hir ist. Adieu.«

Aber das Verlangen einer Frau zählt nicht, wie sie ihrer Hofmeisterin im August schreibt, während ihr Ehemann prächtige Feste für seine venezianischen Geliebten gibt. Sophie hat eine kleine Hoffnung auf baldige Rückkehr, doch versprechen kann sie es nicht: »Was der mann will, das will die frauw auch …« Die Hoffnung trog; im September 1664 reiste die ganze fürstliche Entourage – fast zweihundert Personen – auf Befehl des Herzogs nach Rom weiter. Als Sophie im Oktober in der Ewigen Stadt ankommt, ist ihre größte Freude der Brief, den sie dort aus Iburg vorfindet, »woraus ich vernemme, dass gottlob die Kinder noch wolauf sein«. Wenig später erfährt die Hofmeisterin, dass die Herzogin mit den Gedanken und dem Herzen bei den Kindern sei und lieber mit ihnen spielen würde, als römische Statuen zu betrachten.

Der Aufenthalt in Rom nimmt kein Ende, auch hier ist der Ehemann wieder an eine andere Frau gebunden. Im Februar 1665 bekommt die Kinderfrau einen Brief aus Venedig: »Es verlangt mir schrecklich nach die kinder undt wollte ihre commedien liber sehen als die operen in Venedig.« Der Tross ist auf dem Rückweg, immerhin. Aber erst muss der Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Fürstbischof von Osnabrück noch einmal in Venedig ausgiebig die Opern genießen und in Mailand vierzehn Tage lang von einem Ball zum anderen tanzen. Dann geht es mit Kutschen, Sänften und Pferden über den St.-Gotthard-Pass nach Basel. Der Frühling hat bereits Einzug gehalten, als Sophie ihre Söhne auf Schloss Iburg endlich wieder in die Arme schließen kann.

Aus allen ihren Briefen sprechen echte Gefühle, Sehnsucht nach den Kindern und große Sorge. Immerzu erfährt Sophie aus dem weiten Umkreis ihrer fürstlichen Familienbeziehungen, wie prekär das Leben der Säuglinge und kleinen Kinder ist. Die hochgeborene Abstammung schützte nicht davor, dass rund 150 von 1000 Kindern im ersten Monat nach der Geburt starben und 250 im ersten Lebensjahr. Wie bedrohlich eine Geburt für

jede Frau war – jede zehnte hat sie nicht überlebt –, wusste die Herzogin von Braunschweig-Lüneburg aus eigener Erfahrung.

Ihr erstes Kind, der Sohn Georg Ludwig, wurde im Mai 1660 geboren. An diese Geburt erinnert Sophie sich in ihren Memoiren. Sie »war so schwer, dass ich drei Tage und drei Nächte in beständigen Wehen lag. Man fürchtete, dass ich oder das Kind sterben müsste.« Die zweite Geburt im Oktober 1661 verlief ohne Probleme. Als Sophie Anfang 1664 nach Heidelberg reiste, war sie erneut schwanger. Sie wollte ihr Kind am Hof des Bruders zur Welt bringen und anschließend ihren Mann in Venedig treffen. Aus ihren Memoiren erfahren wir: »Indessen fesselte mich eine Fehlgeburt in Heidelberg ans Bett. Ich war noch kaum davon geheilt, als ich mich auf den Weg machte, um nach Venedig zu reisen.«

Auf dem beschwerlichen Rückweg über den St.-Gotthard-Pass im März 1665 spürt Sophie, dass sie abermals schwanger ist. Im April hat sie eine Fehlgeburt, Zwillinge. Im Dezember 1666 wieder eine qualvolle Zwillingsgeburt, einer überlebt, ihr dritter Sohn Maximilian. Wie zwei Jahre später Sophie Charlottes Geburt verlief, darüber gibt es keine Informationen. Ihre Mutter ist nun achtunddreißig Jahre alt, aber drei weitere Schwangerschaften werden folgen. Ihrem Bruder in Heidelberg hat sie ein Bekenntnis geschrieben, in dem sich ihr nüchterner Blick auf die Menschen und ihr weites Herz aufs Beste verbinden: »Kinder sind nichts als Zufallstreffer. Es ist weder ihr Fehler noch der unsere, wenn sie nicht so werden, wie man es sich wünschte, und man liebt sie darum nicht weniger. Ich liebe jedes von meinen nach seiner Art.«

Sophie von Braunschweig-Lüneburg war eine standesbewusste Frau. Wenn es um höfisches Zeremoniell ging, verlangte sie, was ihr zustand – einen Stuhl mit Armlehnen, auf einem ohne würde sie nicht Platz nehmen. Wenn man ihr an einer Tafel einen Platz zuwies, der ihrer Überzeugung nach nicht ihrem Rang entsprach, verzichtete sie auf das festliche Essen. Aber in-

nerhalb ihres hierarchischen Weltbildes hatte jeder Mensch seine Würde. Den christlichen Konfessionen als mächtige Institutionen, die den Gläubigen verpflichtende Dogmen aufzwangen und rigorose Vorschriften für das Erdenleben machten, stand sie äußerst kritisch gegenüber. Sie durchschaute, dass es den geistlichen Herren zu oft um irdische Interessen ging.

In ihrem Brief vom Jahresende 1673 an ihren Bruder, in dem sie erzählt, dass Sophie Charlotte gerne die große Dame spielt, berichtet sie ihm von einer Frau, die beide kennen. Sie sei, nachdem man sie gefoltert habe, als Hexe verbrannt worden. Die Herzogin nennt das einen Skandal und kommentiert: »Wenn Gott sich um die Welt kümmert, lässt er solche Verbrechen nicht ungestraft, denn in Lemgo hat man eine große Anzahl von ihnen verbrannt, um an ihren Besitz zu kommen.« Die Frau Bischöfin war gut informiert. In keiner deutschen Stadt gab es so viele Scheiterhaufen, auf denen nach Pseudoprozessen als Hexen verurteilte Menschen, davon achtzig Prozent Frauen, verbrannt wurden. Nach offizieller Zählung waren es allein zwischen 1653 und 1681 rund einhundertfünfundzwanzig, wahrscheinlich noch viel mehr. Sophies Anfrage an Gott spricht für einen aufgeklärten Glauben und stützt sich auf ihre eigene Urteilskraft.

Schon das wenige, was wir bisher von ihr wissen, macht die Herzogin von Braunschweig-Lüneburg zu einer typischen Vertreterin des 17. Jahrhunderts. Der barocke Zeitgeist manifestiert sich für die Nachgeborenen vor allem in Kunst und Literatur. Aber es ist nicht weniger die Zeit der Frühaufklärung. Eine Epoche des Umbruchs und des Aufbruchs, in der die Wurzeln der Moderne liegen und die Menschen sich mehr denn je als Individuen empfanden, die sich ihr eigenes Urteil bildeten. Männer und Frauen begannen, die Natur und den Menschen systematisch zu erforschen, ohne sich von den orthodoxen Hütern des Glaubens – egal, ob protestantische oder katholische Priesterschaft – in ihrem Freiheitsdrang beschneiden zu lassen. Über-

zeugt, dass kritische Vernunft und persönliche Frömmigkeit sich nicht ausschließen.

Was im Laufe der modernen Zeit vergessen wurde: Das 17. Jahrhundert ist reich an gebildeten und selbstbewussten Frauen, die zu ihren Lebzeiten weit über den familiären Kreis hinaus Anerkennung erfuhren und von gelehrten Männern als Gesprächspartnerinnen und Brieffreundinnen geschätzt werden. Herzogin Sophie von Braunschweig-Lüneburg ist eine von ihnen. Es lohnt sich nachzuforschen, wo ihre Wurzeln liegen und was ihre Persönlichkeit prägte, die für ihre Tochter Sophie Charlotte zum Vorbild wurde. Und was sie an Lebenserfahrung weitergeben konnte.